

Der schwarze Tod

Don M. D. v. L. Nachdruck verboten. In einem Winkel des Kirchhofs lagen die Cholera-Gräber. Sie hatten ursprünglich gar nicht mehr zum Gottesacker gehört; in den drei Jahren aber, die seit der großen Epidemie verfloßen waren, war die Sterblichkeit eine bedeutende gewesen; große und kleine Erdhäufchen hatten sich empor gehöhrt, und heute zog sich eine fast ununterbrochene Hügelreihe bis zu den Grabstätten Dezer, die in armenige Höhe gelagert, durch reichliche Regen abendend strotzend zu schneller Verwesung verurtheilt, ernst blühenden oder gleichgültig lächelnden Leichengestalten geleitet, über Hals und Kopf die lustige Gegend hatten verlassen müssen.

Die Vernachlässigung, die diese armen Toten vor denen des übrigen Kirchhofes erfahren hatten, erweckte sich auch jetzt noch an ihre Gräber. Ein und her wucherte schlecht gegessene Epheu um einen kleinen Stein, oder ein borniger Rosenbusch war im Südwinde rotbe Blättern Blüthen gleich, auf eine hüpfend empor geschobene Grasfläche, von der des Todtengräbers Jüngling Abends mit einer kleinen Siegel seiner Biene das Futter schnitt; auf den meisten aber sah man nichts, als wilde Weiden, deren weiche und rotbe Blüthen Wespen und Hummeln zu belästigen Anstufschäften dienten und harnadiges Lauffraut, das mit seinen ribenröhrigen Wurzeln die Erde untergrub und die einst so sorgfältig quadratisch getrimmten Begleitsteine in Länge und Breite aus einander trieb.

Nur drei Gräber in dem ganzen Complex, ein großes zwischen zwei kleinen — waren mit dickerer Sorgfalt erhalten. Schicklicher Maßen um ihre sehr bezogenen Seiten, zwischen denen Schulen, mit immer wieder erneuten Blumen gefüllt, das Erdreich verschwinden ließen. Ein Winter waren diese Gräber freundlich mit grünen Tannenzweigen, und an dem schmalen Westflügel, den man zum Schutze vor Regen- und Schneefurien über einen kleinen, mit schmerzlichen Gesichtern zu Häupten der Hügel seine Fackel leuchtenden Genies schlüpfte, hing ein schwarze und graue Trauerkränze.

Täglich kam eine schlanke, schwarz gekleidete Frauengestalt mit einem kleinen, schmachtigen, schwarzgekleideten Knaben herbei, so im Sommer die langen Nachmittage hindurch, im Winter solange es die Witterung irgend gestattete, auf einem Pflaster zu Füßen der Gräber, und der kleine Knabe lief vor ihr herum und trieb sein Spiel, je nach der Jahreszeit, plätsch in fröhlich Wellen, höchst im Sommer nach Schmetterlingen oder lag müde im Grabe und blühte in die heiße Sonne, vertrocknete sich im Herbst unter einem großen Regenstern und stellte Betrachtungen über die unter seinen Füßen raschelnden gelben Blätter an; im Winter aber kippelte er ängstlich mit der kleinen Gemüthsstange in weichen Schnee herum, schlug frierend die mageren Armechen an einander und schmeckte erleichtert auf, wenn Mama in ihrer schweißigen Weise aufstand, ihn an die Hand nahm und ihn durch die beginnende Dämmerung eines Dezember- oder Januarabends aus dem unheimlichen Weiche der Todten in die lebensvollen Straßen mit ihren lichtglänzenden Häusern, ihren trübe flackernden Gaslaternen, ihren geschäftig einkaufenden Menschen zurückführte.

Jedermann auf dem Kirchhofe kannte die blaße Frau mit den düster blühenden, schwarzen Augen unter dicht zusammen gewachsenen Augenbrauen. Wer sie aber als Neuling zum ersten Mal, einem geheimnisvollen Schatten gleich, zwischen den Gräbern dahin schweben sah, den machte der alte Todtengräber gern und willig, ganz unangefordert mit ihrer Erzählung und Vergangenheit bekannt.

„Was die Frau Paulsen“, sagte er, „Der ist's auch nicht an der Wege gehungen, welsch ein Leben sie einmal führen würde. Das einzige Kind so reicher Eltern! Alles kam man in der Welt mit Geld abmachen, aber der Tod läßt sich nichts abtaufen. Wer den hat, den hat er.“ Und er lachte mit seinem zahnlöcher Mund.

„War da ein Zubel in der Stadt, als sie freite! Wochenlang sprach man von nichts Anderem. Der schöne Mann und die schönen Kinder! Hat alles da hinunter gemüßt, ohne Gang und Klang in der bösen Zeit. Na, macht nichts — der liebe Gott hat wohl schnell ein paar Engeln gebraucht, und die Erde ist obenem grauam voll, können bald wieder einen Krieg oder eine Cholera oder sonst was brauchen. Und — er zuckte vertraulich die Achseln —, was das mit dem Segen auf sich hat, das weiß' unsereins am besten. Ist schon ein tröstlich Wort von der Aufstehung des Fleisches; aber den, der seine Knöcheln dem jüngsten Tage alle aufzusuchen und künstlich wieder zusammen zu fügen vermöchte, den möchte ich sehen.“

Und er grub und schnuete weiter und pffte „Freut euch des Lebens“ dabei und blinzelte über die Schulter nach dem kleinen Knaben, wenn Frau Paulsen mit stummem Schritte an ihm vorüber glitt.

„Nahm die frischen, lebensfähigen Stämmchen und ließ das elende, verflummerte Zweiglein der Mutter zurück, recht zum Angedenken für das, was sie verloren hat, aufgehoben ist nicht aufgehoben. Ich krieg' ihn schon noch, wenn's auch immer schad' bleibt von wegen der Arbeit damals.“

Der kleine Paul Paulsen sah wirklich aus, als ob ihn der Todtengräber halb „frieg'en“ würde. Er richt' nach Tannenholz, sagte die dicke, rothwangige Holzerfrau an der Erde, und wenn er Sonntags mit seiner Wänterin vorkam, um sich einen Apfel zu holen, so suchte sie ihm den größten und rothbächtigsten heraus und fuhr mitleidig, fast über sein dankloses Köpfchen, Er war still und träumerisch, wie Kinder, die gewohnt sind unter Kranken zu leben. Er lachte nicht, er sang und plauderte nicht, wie andere Kinder. Woher sollte er es haben? Er hatte keine Umgebung, niemals lachen, singen, plaudern gehört.

Seine erste, klare Erinnerung war ein heftiger Schmerz ausbruch seiner Mutter. Die Wänterin hatte ihn zu seinem Geburtstage die ersten Händchen angezogen, und stolz im Gefühl erwachender Männlichkeit, war er damals vor die erstblühende Mutter getreten. Da hatte sie laut aufgeschrien und, die Hände vor das Gesicht schlagend, sich weggewandt; die Wänterin hatte ihn bestürzt hinweggeführt; ihm aber gingen die bösen Worte: „Nimm ihn weg, ich kann ihn nicht sehen“ niemals mehr aus dem kleinen Köpfchen heraus, und schmer und stiller noch als vordem lag er, wie ein geängstlichtes, Bögelnchen auf dem Schooße der Mutter, wenn sie ihn in einer ihrer seltenen Umwandlungen stürmischer Zärtlichkeit an sich preßte und erschrecker noch als früher, eilte er zur Wänterin zurück, wenn sie ihn mit einem bittern: „Geh, geh, Du hast mich nicht lieb! Ach, hätte ich noch Deine Brüder!“ wieder von sich schob.

Dann lag er Stunden lang für sich allein in dem Fenster des großen, düstern Kinderzimmers, in dem noch immer die leeren Betten der beiden Brüder standen, hatte die Armechen auf das Fensterbrett geküßt, das Kinn hineingelegt und starrte neugierig — gebannt — in das Gewirre der lustig spielenden Kinder auf der Straße hinein.

Abends aber, nachdem er bedinglich die dunkle Gestalt der Mutter an die drei Betten treten und in jedes hinein denselben schmerzgepeinigten Gutenachtfluch hatte drücken sehen, erzählte ihm die Wänterin Geschichten von seinem schönen blondblonden Vater und seinen schönen blondlockigen Brüdern, die oben im Himmel in weißen Kleidern mit goldenen Flügeln und grünen Palmzweigen in den Händen, um den Herrgott herum janzten, und wenn es dunkler und immer stiller wurde und ein Licht auf der Straße nach dem andern, kamt ihrem Herz auf der Stubendiele, erlosch und ein Geräusch nach dem andern verhalte und die Stimme der Erzählten nur noch wie aus weiter Ferne zu ihm drang, dann erhob sich ein leises Kläuschen um sein Bett herum, wie von leichten, weißen Kleidern, und goldene Locken und goldene Flügel leuchteten vor seiner geschlossenen Augen, und grüne Palmen legten sich ihm hindurch auf das heiße Köpfchen mit dem erstgenen Gedanken darin.

Der Wohnung der Frau Paulsen gegenüber befand sich das Krankenhaus, ein großes, rothes Ziegelgebäude mit hohen Bogentürmen und vielen Schornsteinen.

„Was thun die Leute da drüben?“, fragte der kleine Paul seine Wänterin eines Vormittags, als sie mit ihrer Nadelarbeit am Fenster der Kinderstube saß und er wieder, auf seine dürftigen Armechen deutete, hinaus blickte.

„Sie sind krank!“, antwortete die Wänterin.

„Nicht alle“, erwiderte die Wänterin zerküht.

„Welche nicht?“

„Die nicht, die da eben herauskomet, mit dem blauen Kleid und dem schwarzen Tuch. Es ist eine Pflegerin.“

Die Diakonissin kam quer über die Straße, sah in die Höhe und nickte dem blaffen Knaben theilnahmenvoll zu.

„Warum hat sie mich so freundlich angesehen?“ fragte das Kind.

„Weil sie allen Kindern gut ist und bei ihnen sitzt, wenn sie krank sind“, entgegnete die Wänterin.

Der kleine Paul zog die dicht zusammen gewachsenen Augenbrauen in die Höhe und blickte mit den großen, dunkeln Augen lange nachdenklich in eines der großen Bogentürme gegenüber, an dem sich die Gesichter einiger kleinen Reconvaleszenten aus weiß und blau gestreiften Kitteln erhoben.

„Ich möchte einmal da hinein gehen“, sagte er. „Sie sehen besser aus, als die Kinder von der Straße, und wenn ich krank bin, soll die freundliche Frau mit dem blauen Kleide bei mir sitzen.“

Wenn Du krank wüdest, säße Deine Mama bei Dir“, gab die Wänterin zurück.

So sagte er auch jetzt: „Ich weiß es, weil sie so oft zum schwarzen Tod geht.“

„Wo geht sie hin?“ fragte die Wänterin. „Zum schwarzen Tod. Er wohnt im Kirchhof unter den Gräbern. Du meinst, es ist hüblig da innen, weil es oben so grün ist und bunt von Blumen. Ich habe hinein gesehen. Es ist ein tiefes, tiefes Loch, ganz schwarz von Erde; dann kommen sie angefahren mit schwarzem Wagen und schwarzen Pferden, alle die schwarzen Leute und werfen den Sarg hinein und werfen dann die Erde darauf, daß sich keiner mehr rühren kann. Wie hat es der Papa gemacht, da heraus in den Himmel zu kommen?“

„Das ist nur für die bösen Leute“, entgegnete die Wänterin. Der Papa und die Brüder sind geradezu in den Himmel gekommen.“

„Wie haben sie das gemacht?“ fragte der kleine Paul als sie ihm die Antwort schuldig blieb, fuhr er fort zu fragen: „Es giebt wohl viel böse Leute; denn sie graben sehr viele so tief hinein?“ und: „Wenn aber der Papa und die Brüder nicht da unten liegen, warum haben sie ihre Gräber so gut wie die andern?“

Wenn von diesem Tage ab ein stiller, kleiner Leidenzang sich vom Krankenhaus ab nach dem Friedhofe bewegte, rief er seine Wänterin wohl wie sonst gemeinlichvoll an's Fenster: „Sieh, der schwarze Tod geht vorüber!“; sie dann aber stets ängstlich hinzu: „Was es ein guter oder ein böser? Und wenn sie es nun verworfen und einen guten unter die Erde und einen bösen in den Himmel tragen?“

Der neue Anstaltsgeistliche, Madame“, sagte die Wänterin an einem warmen Sonntagsmorgen, als Frau Paulsen eben die Handfläche anzog, um ihren langgemolten Gang zum Kirchhof anzutreten. Sie blieb im Hut und Mantel am Tische stehen und blickte erwartungsvoll auf den Eintretenden. Seit drei Jahren war sie in keiner Kirche gewesen, hatte sie keinen fremden Menschen um sich gelitten; was wollte dieser Geistliche von ihr?

Er trat ein — ein dürre, bleicher Mensch mit mächtigen, blauen Augen. „Ein Wort der Barmherzigkeit führt mich hierher“, begann er. „Es handelt sich um eine Vergrößerung unserer Anstalt. Ich habe den Auftrag, mich an alle vermögenden Gemeindeglieder zu wenden.“

„Barmherzigkeit“, fiel sie ihm schneidend in's Wort. Und Sie kommen zu mir? Sie, da gehen Sie doch zu denen, mit denen Ihr Gott Barmherzigkeit gehabt hat. Drei Jahre sind eine lange Zeit, Herr Prediger, da kann man den Sinn gar manchen Wortes verlieren.“

Er schaute sie an mit seinem mächtigen Blick; es lag eine ganze Welt von Mitleid und Liebe in diesen Augen. „Arme Frau!“ sagte er.

Sie laut auf einen Stuhl. „Ich verlange kein Mitleid“, rief sie, und die böse Falt zwischen ihren Augenbrauen vertiefte sich.

„Arme Frau!“ sagte er wieder und legte sie ihr gegenüber. „So viel verloren und so wenig gewonnen!“

„Was wissen Sie von meinem Verlust!“, fuhr sie auf. „Sie haben ihn nicht gekannt! Sie haben mich nicht gekannt! Was war es für mich? Nichts! Für ihn war ich alles. Für ihn war ich milde und fromm; für ihn war ich gläubig und barmherzig. Das liegt nun da unten in seinem Grabe. Mein Gott und mein Himmel — mein Alles. Graben Sie es heraus, wenn Sie können!“

Es huchte an der Thüre; der kleine Paul steckte sein taufriges Gesichtchen hinein und lief lücheln davon, als er den Fremden sah.

„Arme Frau!“ sagte der Prediger zum dritten Mal, „und der Herr hat Ihnen ein Kind gelassen!“

„Ein Kind gelassen?“, lachte sie grell. „O ja und welsch ein Kind! Sie haben sie nicht gekannt, die beiden mit ihren wachenden Loden, ihren blühenden Augen, dem Vater wie aus dem Antlitz geschuitten — Bilder der Kraft und Gesundheit! Sie mußte ich daran geben, und das schwache, hilflose Wärmchen, das nicht einen Zug von ihm trägt, das ließ er mir — er ist sehr gnädig, Ihr Gott, o ja! Warum nahm er es nicht auch? Warum, wenn es sein mußte, nicht alle drei? Ich will keine Gnade nicht! Gütte er es nicht gelassen — ich wäre ihnen nachgefolgt — so mußte ich leben.“

Wie sie die Hand von den Augen nahm, flüchte sie den Blick des Predigers, den Blick dieser unergründlichen, tiefen Augen.

„Arme Frau!“ sagte er wieder. „So voll Leid und so ohne Liebe! Gnädig und geduldig ist der Herr, barmherzig und von großer Güte! Er hat Ihnen ein Kind gelassen. Denken Sie daran, zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht. Wir sehen uns wieder.“

Zwischen den Gräbern saß sie, mit der zornigen Falte inmitten der Augenbrauen; zwischen den Gräbern kniete der kleine Paul mit seinem saligen, abhürigen Gesichtchen, fünf Marienwürmchen und murmelte einen kleinen Vers dazu, den er von des Todtengräbers Jüngling gelernt hatte.

Der ging in einiger Entfernung im breiten Mittelwege auf und ab, postete auf ein Knäuel kleiner Nischen und Nischen, die über den Gräbern des Armenviertels Purzel-

